

Eine deutsche Potemkinade?

Durch die Mitternachtsgerichte von einiger Zeit Nachrichten, die von Disziplinlosigkeit in der deutschen Kriegsmarine berichten. Besonders der Kreuzer Frauenlob genant, auf dem das Verhältnis zwischen Mannschaften und Offizieren so gespannt gewesen sein soll, das die Matrosen, um sich gegen die furchtbaren Strafen der Vorgesetzten zu rächen, Geiselnahme und Mordanschläge auf den Kommandanten begangen hätten...

Die Folgen dieser zu großen Strafen wird man nicht verneinen können, wenn man die unbotmäßigen Matrosen, wie das Berliner Tageblatt andeutet, mit noch größerer Strafe bestrafen will. Nachdem es der Wachsamkeit der sozialdemokratischen Presse gelungen ist, die Verurteilung jener Vorfälle zu verhindern, wird sich die Öffentlichkeit hauptsächlich mit den offiziellen Inquisitionen des Berliner Tageblatts begnügen wollen, sondern volle und restlose Aufklärung verlangen.

Koloniale Gewissensfragen.

Ueber Zustände und Stimmungen in der südafrikanischen Kolonie unterrichtet ein Brief, der vom 11. Juni aus Sontopmund datiert ist und von der Berliner Tageslichen Rundschau abgedruckt wird. Teils in den Tatsachen, die der Briefschreiber mitteilt, teils in der Art, wie er diese Tatsachen behandelt, tritt die bekannte gemütvördernde Wirkung des Kolonialkapitalismus deutlichutage. Nachdem nämlich der Briefschreiber festgestellt, daß der Typus wieder heftig gestiegen und Arbeiter und Neger abzuwehen, kommt er auch auf die Lage der gefangenen Herero zu sprechen, unter denen die Sterblichkeit fast 75 p. Cent betrage. Der Grund liege darin, daß die Herero das rauhe Klima der Hüfte nicht vertragen könnten. Und dann heißt es weiter wörtlich:

Man muß der aufschreckenden Behörde, der Etappen-Kommandantur hier, das Zeugnis ausstellen, daß sie alles getan hat, um der schrecklichen Sterblichkeit eine Strafe zu setzen. Man hat ihnen Holz-Paraden erbaute, warme Kleider gegeben und ärztliche Behandlung, trotzdem ist kaum zu hoffen, die vielen von den Gefangenen durchzubringen: es starben in zwei Wochen noch ungefähr 117 Eingeborene. Männer, Weiber und Kinder sind unter wätere Feinde, die selbsterschuldet in so tiefes Elend geraten sind, so gebietet doch schon das eigene Interesse an der Erhaltung eines brauchbaren Arbeitermasses, alles daran zu setzen, um die Not nach Möglichkeit zu lindern.

Der Schlüssel liegt in seiner brutalen Arbeit wahrhaft verblüffend. Der Briefschreiber hätte die beste Gelegenheit gehabt, die christliche Feindschaft der weißen Rasse in benachteiligtem Maße zu kritisieren. Aber mit trostloser Aufschneidung erklärt er, daß die Arbeit der Weibchen nicht den lebenden Menschen in den verwerflichen Arbeitsstätten gilt und ganz von jener sklavischen Moral diktiert ist, die keine in seinem Sklavensystem in die geistlichen Worte zusammenreißt.

Berehnen ihr Leben um Christi willen, Der für uns alle gestorben, Denn bleiben mir nicht dreihundert Stück, So ist mein Geschäft vorüber.

Der Briefschreiber erzählt weiter, daß die Kolonie von zwei fahrlässigen weißen Elementen überwacht werde, die der Aufsicht im Land gezogen habe. Leute, die aus der Kap-Kolonie als Treiber und Transporteur, hingerufen kommen, umgeben jetzt arbeitslos im Lande umher. Raub, Diebstahl und auch zu sogar Totschlag beweisen ihr Vorhandensein. Und weiter:

Was das werden soll, wenn einmal die Truppen vertrieben werden und damit diese Strafen ganz ohne Zweckmäßigkeit sein werden, ist nicht abzusehen. Schon jetzt herrscht Unruhe über die Leben und Eigentum am Platz; dann aber gehen wir sieben Tagen entgegen. Schließlich also, wenn die misshandelten Schwärze zum letzten Male den Tag der Gefangenen sein werden, werden die Truppen im Lande bleiben müssen zum Schutze der besseren Elemente gegen die weiße Gabel.

Scharfmacher-Vorurtheile.

Zu der Nachricht, daß die Leipziger Arbeiter den russischen Revolutionären 5000 Mk. gesendet hätten, bemerkt hinsichtlich die Deutsche Tageszeitung, die Vertreterin der notleidenden Landwirtschaft: Wenn die Arbeiter den russischen Genossen solche Sympathieerzeugnisse senden wollten lassen können, müssen sie sich in sehr guter materieller Lage befinden.

Der Artikel scheint im Zweifel darüber zu sein, ob die Leipziger Arbeiter heimlich Schweine verkaufen oder ob sie etwa Herrn Ruchstalt das Geld bei der Leipziger Sieben abgewonnen haben. Ueber einen altern Stoffhafter kommt er nicht mehr hinaus, seit die „Politik“ bewiesen hat, daß es mit Schimpfen und Scharfmachen auch nicht geht.

Ueber Ruchstalt

wird auch weiterhin die Unabnahme lauten. Der Großherzog von Oldenburg verhängte seinem ehrenwerten Justizminister per Depesche sein unerwünschtes Vertrauen. Und das, obwohl die „gut“ und lautsprechenden Blätter gegen den Ministerialrat Stellung nehmen. So schrieb die Tagl. Rundschau:

Ob Ruchstalt als höchster Justizbeamter Oldenburgs bis 1893 oder darüber hinaus gewählt hat, ob er die Schlichte Seiten dem Kofen vorgesetzt oder sich damit begnügt, keine Stat oder L'Omber Erhaltung zu finden - ,Lafade ist, daß in den ersten Kreisen des großherzoglichen Beamtenstums so wild geurteilt wurde, wie kaum sonst irgendwo in den deutschen Landen, obwohl der Spielteufel doch auch noch in anderen Städten des Reichs ein unmaßstaberes Hausrecht besitzen soll. Und zwar spielte man in Oldenburg ohne Anlehnung der Person. Diese Nichtanerkennung der Person bekräftigte sich in der freundschaftlichen Beziehung seines Wegs darauf, daß das gütliche Kofino unter seinem Dach die hohen mit den mittleren Justizbeamten bis zu den jüngsten, jedoch von Gremensänden betreuten Kreisen herab verurteilt ist, die erstere sich wiederum auch auf die dienenden Mitglieder, deren Hilfe in der Selbstnot niemand in diesem Kreise verweigerte. Wie es unter solchen Umständen mit der Autorität der Vorgesetzten gegenüber der nachgeordneten Beamtenhöfen oder auch mit dem Ansehen der Justizstelle verbunden beim Publikum in Oldenburg bestellt gewesen sein mag, das läßt sich unschwer ermeseln.

Trotz dieser erbauenden Zustände in der oldenburgischen Justiz geniesst Herr Ruchstalt nach wie vor das Vertrauen seines Herrn. Nun, immerzu! In der zweiten Hälfte des Oktober finden in Oldenburg die Landtagswahlen statt. Unsere dortigen Genossen können dabei auf großen Erfolg hoffen, da vom Ministerialrat und der oldenburgischen Justiz genügend für sie agitiert worden ist.

Die großherzogliche Staatsanwaltschaft hat übrigens am Dienstag endgültig beschloffen, eine Revision im Meier-Prozesse einzulegen.

Moderne Hölzer.

Ein Fall, nicht der erste seiner Art, macht in Berlin von sich reden. Einem Herrn W., war hinterbracht worden, daß seine Frau mit einem andern Manne intimen Verkehr unterhalte. Ein Ehegerichts-Prozess folgte, in dem sowohl Frau W. als auch ihr angeblicher Liebhaber den ihnen zugeworfenen Ehebruch entschieden bestritten. Schließlich wurde Frau W. der Reineigenschaft aufgestellt, sie leistete ihn, und W. wurde mit seiner Eheverweigerung abgewiesen.

Der Ehemann gab sich indes damit nicht zufrieden, sondern legte Berufung ein und erlittete gegen seine Frau die Anzeige wegen Meineids. Frau W., die daraufhin verhaftet wurde, obwohl sie ihre Unschuld beteuerte, wird sich in der ersten Schwurgerichtsperiode nach den Ferien vor den Berliner Geschworenen zu verantworten haben.

Ob Frau W. im Sinne des Gesetzes schuldig oder unschuldig ist, ist eine nebenwichtige Frage, wiewohl man im Interesse der Menschlichkeit das Letztere wünschen möchte. Denn wenn es gelingt, den Geschworenen durch Zeugenaussagen glaubhaft zu machen, daß Frau W. falsch geschworen hat, rettet sie nichts mehr vor dem Zuchthaus. Schuld an solchen tragischen Verwicklungen haben die geltenden barbarischen Rechtsauffassungen, die die Trennung einer dringlich gewordenen

Geb von einer zeitlichen Beweisaufnahme abhängig machen und dabei dem beklagten Teile ein Maß von moralischer Verantwortung aufbürden, das er zu tragen gar nicht imstande ist. Der Versuch, einem Zeugen durch Zuchthausandrohung ein Geständnis abzurufen, mit dem er aus Scham oder Angst zurückhält, läuft demnach auf eine Vertreibung zum Meineid hinaus. Falls Herr W. gegen seine Frau Strafbewegungen wegen Ehebruchs erhoben, hätte ihm die Ehegerichtsverhandlung die Gewissensur über Unwahrheit als ein selbstverständliches Recht verbürgt; als zitterschlichte Befehle war sie zur unbedingten Wahrheitspflicht verpflichtet, obwohl ihre Rolle nur formaljuristisch, nicht sachlich, eine andere war als im ersten Falle.

Wenn unsere Gesellschaft schon nicht ohne Zuchthaus leben kann, so sei es doch nur ein Hilfsmittel und Rettungsmittel für den ärmlichen Fall, um bedrohte öffentliche Rechtsgüter zu verteidigen. Die gedankten und verfallene Paragrafenmaschine erlaßt aber ohne Maß und Willigkeit jeden, der sie mit Verneinung trifft, um ihn gleichgültig zu zermalmen. Und auf keinen Gebiete feiert der gedankenlose Justizformalismus solche Triumphe über die Menschlichkeit wie auf dem der Meinungsprozesse. Schließlich ist die Meinungsstiller wie jede andere Hölzer auch viel weniger zur Aufhellung der Wahrheit als zu ihrer Verblendung, wie die Aussagen der eingeschickerten Zeugen im letzten Ruchstaltprozesse deutlich beweisen haben.

Kofatengebirgen auf demontag Woden. Ueber Dresden.

Porteblatt schreibt: Am Montag früh 5 Uhr brach der russische Schmutzger Stocholm aus Worppe in Russland einen 21 Jahre alten russischen Juden, anscheinend Deutscher aus dem Innern Russlands, bei Milowice durch den Grenzfluß über die Grenze. Ein russischer Grenzposten, der dies bemerkte, gab nach dem üblichen Signalfuß noch drei scharfe Schüsse ab, welcher einer den jungen Russen, der sich inzwischen schon auf preussische Gebiete befand, tödlich traf.

Der fünfte Fall innerhalb weniger Tage! Wo ist die Rettung?

Man ist die Linie nicht trocken, da wird schon wieder eine neue Geldtafel der Kofaten gemeldet:

Heute Mittag wollte ein russischer Deutscher, der dem Derrnehmen nach bereits am Sonntag aus dem Kaufhaus nach Sösnowice gekommen war, von dort aus bei der zweiten Schiene über die trockene Grenze nach Deutschland entfliehen. Hierbei wurde er von einem Kofaten nach auf russischer Seite erschossen. Der Verletzte lief noch einige Schritte, gelangte auf preussische Seite und brach dort tot zusammen. Die Leiche ist in das holländische Vaazert in Mlogowitz eingeliefert worden. Ueber die Identität der Leiche, bei welcher man 30 Rubel gefunden hat, hat sich nichts feststellen lassen.

Das Opfer des russischen Prügelfürsten. Der von dem russischen Fürsten Stocholm in der roheften und empfindlichsten Weise gemißhandelte Portier Müller aus dem Hotel Europäischer Hof in Dresden war infolge der erlittenen Mißhandlungen lange Zeit bedeutlich krank und verlor infolgedessen auch seine Stellung. Der Prügelfürst aber wurde wegen gefährlicher Körperverletzung vom Dresdener Schöffengericht nur zu 1000 Mark Geldstrafe verurteilt. Das Gericht hatte den Prügelfürsten gegen Hinterlegung einer Kaution von 10 000 Mark auf freiem Fuße belassen. Die Kaution ist noch im Verwahrsam des Dresdener Landgerichts. Trotz der Verurteilung des Fürsten war dieser nicht zu bewegen, den schmerzlichgehandelten Portier Müller für die ihm widerfahrenen Unbill zu entschädigen. Müller, der eine Familie zu ernähren hat, ist durch die Handlungsweise des russischen Fürsten hilfungslos geworden, und was schwerer in die Waagschale fällt, er hat ein Leben davon getragen, das ihn zeitlich nicht mehr verlassen wird. Aus diesen Gründen hat daher der Portier Müller gegen den russischen Fürsten eine Klage auf Zahlung einer jährlichen Rente in Höhe von 2000 Mk. bei der 3. Zivilkammer des Landgerichts Dresden anhängig gemacht.

Ob diese Klage bei der bekannnten Sympathie der maßgebenden deutschen Kreise mit den russischen Gewissensfragen einen Erfolg haben wird, ist leider sehr zu bezweifeln.

Mit dem Konstanzer Maulkorbverbot der babilischen Regierung beschäftigte sich am Samstag eine Professorenkonferenz in Konstanz. Genosse Kofel referierte und rechnete scharf mit dem babilischen Liberalismus ab, der - mit ganz wenigen Ausnahmen - den Maulkorbverbot aufzugeben habe. In der Diskussion meldete sich der Rechtsanwalt Wenedy zum Wort und führte u. a. aus:

Er wolle die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, um auch namens einer großen Anzahl bürgerlicher Parteigenossen gegen das Vorgehen der Regierung energisch Protest zu erheben. Die Demonstration sei in jeder Beziehung ruhig und friedlich gewesen. Obwohl viele Tausende von Arbeitern verlammt waren und die Hitze groß gewesen sei, über die man sich nicht beschwerten konnte, weil sie ihm aus- und eingeht. Auch es wissen. Ich kann ihm nicht nachgehen. Ich nicht! Aber es ist im gleichen Saale ein Zimmer frei - in der ersten Etage - er wohnt in der zweiten - und da - versteht sich - dieses Zimmer soll Ihr mieten!

„Mein! Mein! ist Woll genant. Ich kann nicht tun, was Ihr vor mir wollt! Kann nicht! Kann nicht!“ Ribitschow buchte ihn höflich an.

„Bergeht doch nicht, wie wir stehen! Ihr habt nun einmal angefangen...“

„Ja, aber ich hab' nicht gewußt, wozu Ihr diese Auskünfte braucht; hab' nicht gewußt, daß Ihr...“

„Dah! Dah!“ meinte der andere leichthin ab. „Habt gewußt oder nicht gewußt! Gelan habt Ihr's! Und habt Geld von mir genommen! Habt es gelan und habt Geld genommen. So geht die Sache.“

„Ihr habt mir das Geld nur geborgt...“

„Geborgt? Pah! Ja, ich hab' gelant; nehmt und zahlt mir bis Ihr reich geworden seid. Habt ich nicht selbst für einen Millionär gehalten? Der habt gelant, daß ein Schutler Geld wegborgen kann zum Zurückzahlen, bis man lebendmal nur der Wesse in Nowgorod geht? Ei, habet! Ich, geht mit! Warum leidet Ihr so dumm gewesen, Woll Wollentisch! Warum? Jetzt ist's geliehen und was geliehen ist, mein Lieber, das bleibet! Das kann man nicht mehr aus dem Buche herausstrafen. Ihr habt es gelan und habt Geld genommen. Ihr habt mir geschworen, darüber zu schwören, was zwischen uns war, habt bei Eurer Geligkeit geschworen. Ich hab' Euren Schworn! Ich hab' Euch aber nicht geschworen! Ich kann lügen, von wem ich alles weiß und wer sich dafür hat zahlen lassen. Ihr wißt auch, was Ihr mir von Eurer Schwere erzählt habt! Ich habe bis heute geschwiegen, weil ich Euer Freund bin. Aber ich kann, ihr - hehe! - recht unangenehm werden! Und Euch auch, Woll Wollentisch! Kommt dann nur wieder zurück! Werden sehen, wenn man mehr glaubt! Ich kann Euch verlorren, mein Lieber! Euch und Eure Schwere! Denkt daran!“

Fortsetzung folgt.

und zu schreiben? Ist das nicht böse? Ist das nicht fündig? Und das hat er getan, der Rame! Wir aber - Ihr und ich - wir dienen Gott dem Herrn, weil wir dem Jaren dienen!

Er schweig einen Augenblick und prüfte die Wirkung seiner Worte. Er sah den Gefährten, gelassen, gequälten Ausdruck des Gesichtes seines Gegenübers und wußte, was der Sohn des Popen emisch. Er jante die Stimme und fuhr fort:

„Das brauch' ich Euch wohl nicht erst zu sagen, Woll Wollentisch. Ihr wißt, was die Selige Schrift lehr, und freut Euch, Gott dienen zu können, indem Ihr dem Jaren dient. Ihr sollt dessen Euch freuen, Woll Wollentisch. Laßt Eure Seele nicht durch Zweifel bedrücken. Daltet Euch an Gottes Wort. Das sagt Euch das Rechte! Dabt Ihr mich verstanden, Woll Wollentisch?“

Er lante langsam und den Blick in das Leere gerichtet: „Ich hab' Euch verstanden, Nikolai Nikolajewitsch - aber ich kann meine Ruhe nicht finden - mein Gewissen drückt mich...“

„Das ist der böse Geist, der Euch in Eurer Ruhe drückt. Verloren will er Euch. Den Sinn verwirren, damit er Eure Seele gewinnit! Hört nicht auf den böse Geist, Woll Wollentisch. Hört auf mich, hört auf Gottes Wort! Darauf hört!“

Woll Wollentisch war hilflos und verzweifelt vor sich hin. Im Stillen betete er zu Gott, daß er ihn vor Verführung und Irrungen bewahre. Ribitschow fuhr fort:

„Hört mich an, Woll Wollentisch! Gehert Ihr etwas Seltsames geschähen. Gestern Morgen, Wollentisch, hat seine Frau mich gemeldet. Versteht Ihr - pöblich - mitten im Monate. Das ist doch jeltzam! Nicht wahr, Wollentisch, ein Jahr dori und zieht pöblich aus. Warum? Das abt doch zu den! Nicht wahr? Ich kann ihm nicht nachgehen. Erlens, weil er jetzt ein Haus gemant hat, das kein Gegenüber hat. In der Stocholmstraße, ganz oben und ich kann ihm nicht nach. Kann nicht, weil ich mich nicht abgeben nicht so weit weggehen kann von der Gegend, wo alle wohnen. Das wäre ausfallen. Und dann - mit kommt es so vor - wie wenn er Mirtrauen häut. Habe keine Demiee dafür - aber, hm, ich glaube, das es so ist. Warum ist er sonst weggegangen? Hat nur mich nicht als Gegenüber haben wollen! Versteht

„Nikolai Nikolajewitsch,“ flüchte er zu dem anderen, „laßt ab von mir! Ich kann nicht tun, was Ihr wollt! Ich kann nicht! Kann's ja gar nicht verassen, wozu ich mich gebraucht hab! Kann nichts machen. Nicht essen, nicht schlafen! Immer nach's mit an der Seele... immer... Immer heißt ich den Pöbelsch vor mir, der durch meine Schuld... und er war mit ein Freund... und ich... ohne zu wissen! Ohne zu wissen!“

Er war auf dem Stuhle niedergeknien und drückte schluchzend die Hände gegen die Stirn. Ribitschow betrachtete ihn lauern, dann hand er auf, näherte sich ihm und sagte:

„Ei, wo sich grämt über Vergangenes, der schüttelt Galle nach zu Wermut, Wilderbenen. Und dann, Rame! war ein böser Mensch, ein Sünd.“

„Nein! Ribitsch!“ rief Nikolajewitsch und war mit einem Schlag wie gewandelt. Er richtete sich vor Woll hoch auf und fragte scharf und schmelnd: „Kommt Ihr mir lo? Mein böser Mensch? Kein Sünd? Hat er nicht teilgenommen an all dem Teufelszeug? Ich aufrecht gegen den Jaren und die göttliche Ordnung? He! Und das nicht böse? Nicht fündig? He? Seid Ihr ein rechtschaffenere Glaubiger? Sagt das der Sohn eines Popen? Sagt das ein Freund des Jaren und der Ordnung? He?“

Woll stütete den Kopf auf die Hand und schwieg. Ribitschow rüttelte an seiner Hand und fuhr fort:

„Seht mir doch in die Augen! Glaubt Ihr an Gott den Herrn und seine Wehren? Glaubt Ihr etwa nicht, daß unter böser Herr, der Jare, von Gott erwählt ist und dem Jaren dienen, Gott dem Herrn dienen heißt? Glaubt Ihr das nicht? So lant doch!“

Woll schwieg.

„Ei - so immer weit Euch die Antwort? Ein guter Ruffel! Ein guter Christ! Ei, sieh da! Ei! G! Er blühte ihm scharf in die Augen und frag wieder: „Glaubt Ihr's oder glaubt Ihr's?“

„Ich - glaube...“

„Nun also! Und wie kantt Ihr da so fündig daherkommen! Heißt es Gott dienen, wenn man gegen des Jaren Worte handelt? Heißt es Gott dienen, sich gegen seine Wehren und seine Ordnung aufzuheben und gegen den Jaren zu sprechen

Die Frauennarbeit auf den mitteldeutschen Braunkohlenwerken.

Die Abschaffung der Frauennarbeit auf den Gruben ist eine alte Forderung der Bergarbeiter. Zahllose Eingaben sind in dieser Hinsicht schon an die Staatsregierungen gemacht worden. Auch der preussische Bergarbeiterkongress, der Ende März in Berlin stattfand, befaßte sich mit dieser Sache und nahm eine Resolution an, welche sich grundsätzlich gegen jede Frauennarbeit in der Bergbauindustrie aussprach. Gelegentlich ist aber von Seelenwegen noch nichts zur Beseitigung oder auch nur zur Beschränkung der Frauennarbeit auf den Gruben, sondern nur die Statistik aufgestellt, wird die Zahl der auf den Gruben beschäftigten Frauen immer größer und zwar nicht bloß in den Bergbaubetrieben Oberdeutschlands, wo die „frommen“ Zeitungsverhältnisse herrschen, sondern auch im Obergemätsbezirk. In Halle steigt die Zahl der auf den Gruben beschäftigten Frauen von Jahr zu Jahr. Nur der Profit ist für die Besitzer maßgebend, unbetachtet darum, ob die Wirkung der Frauennarbeit auf den Organismus der Frau schädlich wirkt, ob diese Wirkung auch auf das zukünftige Geschlecht seinen nachteiligen Einfluß ausübt, ob die Würde des Weibes bei dieser Arbeit mit Füßen getreten wird, ob das Familienleben der Arbeiter dadurch in die Brüche und Moral und Sittlichkeit dabei zum Teil gelitten, das alles ist einem „fürsorglichen“ Unternehmensrat „schonnie“ und tritt gegenüber dem durch die Frauennarbeit erzielten Gewinn zurück. Man gibt sich vielfach noch den Anschein, wunderbar reich ein gutes Werk getan zu haben, daß man den Frauen Arbeit und Lohn gibt.

Betrachten wir uns näher, wie die Frauen auf den Gruben beschäftigt werden, und jeder denkende Mensch wird uns recht geben, wenn wir die Abschaffung der Frauennarbeit durch die Gesetzgebung fordern, es sogar als eine Schmach eines Kulturstaates bezeichnen, daß solche Zustände noch vorhanden sind. Im Obergemätsbezirk Halle werden rund 800 Frauen auf Gruben beschäftigt und zwar hauptsächlich in der Brei- und Raupressfabrikation. Diese Produktion bildet heute den wesentlichen Faktor im deutschen Braunkohlenbau, weil gerade hierin der außerordentlichste materielle Reichtum der Braunkohlenarbeiter beruht. Die billige Rohstoffe und Brei- und Raupressfabrikation werden, und diese verschaffen den Werken die Arbeitsbeschäftigung. Diese Fabrikation absolviert daher auch den größten Prozentsatz der gesamten Produktion, so daß die eigentliche Hauptproduktion nicht mehr die Gewinnung der Rohstoffe, sondern die früher als Nebenproduktion betriebene Brei- und Raupressfabrikation ist. Es kann daher auch nicht wunder nehmen, wenn immer mehr Werke nicht bloß die Zahl ihrer Arbeiter vermehren, sondern auch die Leistungsfähigkeit derselben zu erhöhen suchen. Aus diesem Grunde wird auch die Zahl der beschäftigten Frauen immer größer. Gibt es doch schon 43 Werke im Obergemätsbezirk Halle, die mehr als 50 000 Tonnen Brei- und Raupress erzeugen, neben 53 Werken, welche zwischen 50 000 bis herunter zu 5000 Tonnen produzieren. Ebenso sind 70 Raupressen im Betriebe, wovon auf 19 Werken mehr als 15 000 Tonnen Raupressen erzeugt werden.

Obwohl nun, wie schon ausgeführt, diese Fabrikation dem Unternehmer ungeheure Profite einbringt, ist doch die Lage der Arbeiter eine überaus traurige. Betrachten wir nun die Frauen zugewiesenen Arbeiten, und unter welchen Umständen dieselben ausgeführt werden müssen. Im Hochsommer ist die Dampfkraft in der Brei- und Raupressfabrikation. Die Arbeiterinnen, die von morgens 6 Uhr bis abends 6 Uhr und in der kalten Zeit oft noch länger mit Ausnahme der kurzen Pausen ununterbrochen in der heissen Hitze, die noch von der Wärme der Brei- und Raupressen verdrängt, müssen ungeschützt den Sonnenstrahlen handhaben. Und wie sehen diese Frauen aus? Von der Hitze der Sonne verbrannt, nur mit dem kleinsten Notbedürfnis versehen, den ganzen Körper in Schweiß gebadet, dazu der unermesslichen Kohlenstaub, der mit dem Schweiß verbunden, hat eine braune Schmutzkruste bildet, sehen diese Geschöpfe nicht mehr so aus, wie die von

unsern Dichtern besungenen idealen Frauengestalten, sondern geradezu Jammerroll.

Ein anderes Bild: Sehen wir zu einer Raupresse, wo es vielleicht nicht so schlimm ist. Hier werden die Frauen damit beschäftigt, daß sie die aus der Raupresse herauströmenden Steine abnehmen, sie 10-12 Stück auf ein Brett legen, wovon dann wieder 21 auf einen Wagen gestellt, in die Trichtergruppen und durch Transporter geleitet. Von nachteiligem Einfluß ist hier vor allem das ständige Stehen und ebenso das Sehen der vollbeladenen Bretter in die Grube, die öfter über den Kopf hinausgehoben werden müssen. Gefährlich ist auch der Transport der beladenen Wagen, weil bei den schlecht gelegten Schienen sehr oft Wagen auspringen, bei deren Wiederanhängen eine Frau sich sehr leicht einen Knacks für das ganze Leben holen kann. In den meisten Fällen werden hierzu auch Männer verwendet, jedoch hat der Arbeiter dieses auf einigen Werken gesehen und gefürchtet verboten ist es für Arbeiterinnen über 21 Jahre auch nicht, wie Frauen solche Wagen gefahren und auch ausgelegt wieder auf die Schienen gehoben haben. Hier herrscht dazu noch eine unglückliche Untertreibung, und von Waisen ist so gut wie gar keine Rede, da täglich etwa 80 000 solcher Steine fertiggestellt werden. Die Arbeitsmethode sowie die Arbeit selbst in dieser Fabrikation ist für die Gesundheit der Frauen und nicht minder für ihre Kinder im höchsten Grade nachteilig und führt schließlich ausschließlich zu Degenerationen der künftigen Bevölkerung. Sie können sich Kinder auch gut und häufig entwickeln, wenn der Frau selbst nicht zu übermäßig schwerer Arbeit der Mutter inmitten Kohlenstaub und gasförmigen Arbeitsräumen!

Wie muß es ferner nachteilig auf die Gesundheit der Säuglinge wirken, wenn dieselben — wie es hier die Regel ist, von größeren Kindern — zur Mutter nach der Grube gebracht werden, wo diese dann erhitzt, nach geschwitzt und beschmutzt, ihr Kind stillen muß! Auch das Familienleben geht in den meisten Fällen in die Brüche, wenn die Frau von morgens früh bis abends spät vom Hause abwesend ist. Der Mann, der nach vollbrachter Arbeit in sein Heim kommt, findet nicht die geringste Bequemlichkeit, weil die Frau oftmals noch gar nicht von der Frau zu Hause oder sonst todtmüde ist. Ist es da verwunderlich, wenn der Mann in die Kneipe geht und aus Mißmut oder Ärger zu trinken anfängt? Wie sieht es ferner mit der Erziehung der Kinder? Auch diese sind sich selbst den ganzen Tag überlassen, und da zumeist unter seltenen Willkür noch über die zunehmende Verwahrlosung der Jugend! Wundern müßte man sich, wenn es bei solchen Zuständen anders wäre. Aber auch Moral und Sittlichkeit geht bei dieser Arbeitsmethode zum Teil, denn die nur notwendig bestehenden Frauen und Mädchen arbeiten mit Männern zusammen. Und alles dieses nur des lieben Profits halber!

Die Frauennarbeit auf den Gruben in der heutigen Form ist ein Verbrechen nicht nur an der Frau selbst, sondern auch an dem zukünftigen Geschlecht. Der Mensch würde gut tun, den 1. Juli 1905 der Feiertag. Die Verwendung von Arbeiterinnen sowie von jugendlichen Arbeiterinnen für gewisse Fabrikationszweige, welche mit besonderen Gefahren für Gesundheit und Sittlichkeit verbunden sind, ist gänzlich zu unterlassen oder von besonderen Bedingungen abhängig zu machen. Doch da in absehbarer Zeit dieses nicht geschehen wird, haben wir selber alle Ursache, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln dahin zu wirken, daß ein derartiger Zustand abgeschafft wird. Darum müßt die Öffentlichkeit immer wieder auf diese unzulässigen Zustände aufmerksam gemacht werden. Vor allem aber muß auch der letzte Arbeiter sich seinen Kampf- und Klagengeistes der Organisation anschließen und gegen solche Zustände ankämpfen, denn auch hierbei muß es heißen: Nur dem wird geholfen, der sich selbst hilft. Also legt Hand mit uns Werk. N. D.

Parteinachrichten.

— Genossinnen! Der Aufruf des Parteivorstandes, durch welchen dieser den Parteitag nach Jena einberuft, wendet sich so gut an Euch wie an die Genossen. Die Aufgaben der ge-

lanten Sozialdemokratie sind auch Eure Aufgaben. Der Erörterung der Fragen, die auf der Tagesordnung des Parteitag stehen, kommt eine hervorragende Bedeutung für den beabsichtigten Parteitag der Arbeiterinnen zu. Es ist nur an den bestmöglichen Parteitag erinnert und an das zu beratende Organisationsstatut der Partei, das dem der rückfälligen Parteitag für die Genossinnen von besonderer Wichtigkeit ist. Hervorgehoben ist auch, daß der Parteitag Genossinnen und Genossen Gelegenheit bietet, ihre Ansichten über die Agitations- und Organisationsarbeit unter den Arbeiterinnen auszuwechseln. Die Zahl der weiblichen Delegierten in Jena sollte im Verhältnis zu der fortgeschrittenen kräftigen Entwicklung der proletarischen Frauennarbeit stehen, im Verhältnis zu der steigenden Mitarbeit der Genossinnen auf allen Gebieten der Parteitätigkeit. Mögen deshalb die Genossinnen in allen Mittelpunkt unterer Bewegung dafür sorgen, daß dem Parteitag als Delegierte auch Frauen beizutreten, die in treuer Willkürleistung alle Arbeiten und Kämpfe der Sozialdemokratie teilen. Wo es angängig ist, sollen die Genossinnen sich selbst mit den Genossen ihrer Wahlkreise über die Wahl einer gemeinsamen Delegierten verständigen. Wo die Möglichkeit eines gemeinsamen Vorgehens ausgeschlossen ist, haben sie das statutenmäßig gesicherte Recht auszunutzen, in öffentlicher Frauenversammlung eine eigene Delegierte zu wählen. Die erfolgreiche Wahl weiblicher Delegierten ist der Unterzeichneten mitzuteilen.

Berlin, den 5. Juli 1905.
Mit sozialdemokratischem Gruß
Ottile Waaber,
Vertrauensperson der Genossinnen
Deutschlands.
Berlin S. 53, Blücherstr. 49, Hof II.

Zum Parteitag in Jena. Ueber die Feststellung der Tagesordnung nicht nur auch die Neue Gesellschaft Stellung und schreibt:

Die Tagesordnung des Jener Parteitag hat in der sozialdemokratischen Tagespresse Kontroversen hervorgerufen. Begründet, denn angesichts der politischen Ereignisse von weittragender Bedeutung, die sich gegenwärtig abspielen und die zweifellos direkt und indirekt die sozialistische Bewegung erheblich beeinflussen werden, muß es jedem auffallen, daß die Tagesordnung der größten sozialistischen Partei der Welt genossinnenmäßig über den Gegenstand steht, und ebenso so — oder ebenso jedoch — auf einen Parteitag des Jahres 1904 oder 1905 hätte passen können.

Es heißt nun freilich, über Fragen der auswärtigen Politik sei die Partei einzig, zum bloßen Demonstrieren seien die Parteitage nicht da, sie hätten vielmehr die weit wichtigere Aufgabe, die Partei innerlich zu konsolidieren. Fragen, wie die Wiener und den Generalrat zu erörtern und womöglich eine einheitliche Antwort darauf zu finden, sei im gegenwärtigen Moment für die Arbeiterklasse weit wichtiger, als etwa Reden über den russisch-japanischen Krieg, die russische Revolution oder über Maroffs anganzuhören, die zu keinerlei Diskussion Anlaß böten.

Wir sind entgegengelegter Meinung. In ruhigen Zeiten mag man sich ruhig mit sich selbst beschäftigen; es heißt aber die Kraft einer großen politischen Partei schmälern, wenn man die Aufmerksamkeit ihrer Glieder auch in Zeiten stürmischer politischer Lebens stets auf sich selber richtet, es heißt, die ledernen Platten der Begeisterung durch rielenden Langweilen, der den weiten Sorgen in Nebel hüllt, abzuköpfen. Aber das noch behauptet, daß Fragen, wie etwa die der auswärtigen Politik Deutschlands und des Verhältnisses der Partei zu ihr, mit einer Programmrede erledigt wird, der stellt ihr damit nur ein Armutszeugnis aus. Sollten sie wirklich eine eingehende Debatte noch nicht hervorgerufen, so wäre das kein Beweis für die völlige Lebereinstimmung, sondern nur ein Beweis dafür, daß man sich innerlich der Partei nicht ausgiebig genug damit beschäftigt, die Masse der Parteigenossen nicht dazu errogen hat, über die Parteigenossenschaft hinauszugehen.

Die standhafte Richtung des deutschen Reichstags, der beimgeleitet wurde, als die Marofffrage als drohendes Ge-

Die Insel Sachalin.*

Bevor ich meine Gesinnung auf der Reise nach der Nordostküste erlaube, will ich dem Leser eine Vorstellung vom allgemeinen Zustand der Insel, eine kurze Uebersicht ihrer Geschichte und eine flüchtige Skizze von ihren Bewohnern und ihrer natürlichen Gestalt geben. Wenn nicht alle, noch unübersehbare Einzelheiten irgend eines Raumes über Sachalin enthalten, so ist die frühere vorhandene Erwähnung der Insel ein Bericht über eine Expedition, welche im Jahre 1813 von einigen Japanern gemacht wurde. Nach ihrer Rückkehr entwarf sie eine Karte des südlichen Teils, des einzigen, den sie gesehen hatten und nannten ihn Karato*). Vorwiegend ist schliehen können, daß sie es für einen Teil des chinesischen Festlandes (östliche Tartare), da Kara der alte japanische Name dieses Landes war.

Der 18. Jahre später legte ein holländischer Kapitän, Martin Vries, welcher von dem Generalgouverneur von Ostindien Antonio van Diemen, ausgesandt worden war, um das Gold an Silberseele Island, d. h. eine fabelhafte, gold- und silberreiche Insel, zu entdecken — von der Küste von Jessa ab, anterte in der Antio-Wai, der südlichsten Bucht der Insel und war somit der erste Europäer, welcher auf dieser terra incognita landete. Er fuhr am 24. Januar herum und bis zum 1. Februar und nannte ein herrschaftliches Vorgebirge an der Ostküste Kap Rallice, welchen Namen es noch heute trägt. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die Russen von dem nordöstlichen, äußersten Ende nichts gekannt, denn Jaromat, der Pioneer Rußlands in Sibirien, hatte 1881 nur

die Grenze überschritten. Aber in weniger als 70 Jahren war der ungeheure Kontinent durchquert, und Bakist, Pajarot, welcher den Amur hinabgefahren war, berichtete verwirrt die Gerichte von den Eingeborenen über eine an der Mündung des Amures gelegene Insel. Um diese Zeit wurde die Insel auch in einem alten russischen Bericht aus dem 17. Jahrhundert erwähnt, in welchem es heißt: „Auf einer großen Insel, welche gegenüber der Mündung des Amures liegt, wohnt ein Volk, die Oskanen; sie halten in ihren Dörfern 500 bis 1000 Hunde, alle alle möglichen Tiere und ziehen Varen auf, ein frohliches Volk zu tun.“

Es ist daher merkwürdig, daß nach Verlauf von 200 Jahren, trotz aller Berichte vom Gegenteil, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Insel für eine Halbinsel gehalten werden konnte.

Die erste authentische Nachricht über Sachalin stammte von dem Jesuitenpater am Hofe des großen chinesischen Kaisers Kiang-hi. Dieser unermüdbare Forscher, welcher mit den ehrwürdigen Vätern eifrig das Studium der Mathematik, der Astronomie usw. betrieb, veranlaßte dieselben, eine Karte des Ostreiches herzustellen, in welchem der nördlichste Teil der großen Insel, welche gegenüber der Mündung des Amures liegt, häufiger vorkommt, beruht auf dem mit dem Werke seiner Lehrer so zufrieden, daß er sie beauftragte, zu zweiten auszugeben und sein Gebiet, welches Reich kartographisch aufzunehmen.

Im Jahre 1769 sandte sie die drei Patres Regis, Sartorius und Freidank an die Ostküste der Insel, Tartare, wie sie damals genannt wurde, zu beschreiben. Wenn sie auch niemals Sachalin erreicht, so gelang es ihnen doch, bis zum Orte London (dem heutigen Dumbur), welches am rechten Ufer des Amur, ungefähr 400 Meilen von der Mündung des Amur, liegt, vorzudringen und auch etwas über die Insel zu berichten.

Ich will hier einen Bericht mit ihren eigenen Worten erzählen, wie wir uns in London befanden, dem ersten Dorte der Expedition nach Sachalin, waren wir genötigt, uns Kleider, welche mit Kammlilien gefärbt waren, anzuschaffen, die wir den ganzen Winter über trugen. Die Leute, mit welchem wir uns hierher begaben, waren Sachalins (d. h. Amur) obgleich er so großer und tiefer Strom ist, zuverichten und es sich unsere Boote aufhalten würde. Dies war auch zutreffend, denn haben wir uns bis auf eine gewisse Entfernung von seinen Ufern getreten, und die Eingeborenen verhielten uns,

daß in wenigen Tagen die Schiffahrt durch die den Fluß herunterkommenden Eisblöcke gefährlich werden würde. Sehr verlängert wird die Küste auch durch die großen Wälder in diesem Lande; dieselben werden zahlreicher und dichter, je mehr man sich dem östlichen Ocean nähert. Wir brauchten neun Tage, um einen derselben zu durchschneiden und waren genötigt, von den Wandstau-Edeln, verschiedenartig Name stellen zu lassen, um Raum für unsere Beobachtungen des Sonnen-Verlaufs zu schaffen.“

Der gute Vater fährt in seiner interessanten Art fort, von seltsamen Völkern mit sonderbarer Kleidung und Abmachung zu erzählen, welche den Oskanen, den Golden und den Drotlochen, die noch heute die Ufer des unteren Amur bewohnen, sehr ähnlich sind. Wenn die Jesuiten auch niemals nach Sachalin kamen, so weiß der Berichterstatter doch etwas davon zu melden, nämlich was er von den Ksching-ta-Edeln erfahren hat, deren Land, wie er sagt, „sich längs des Sachalin (Amur) von London bis zum Ocean erstreckt“. Die Ksching-ta-Tartare waren die ersten, die uns berichteten, was wir bisher noch nicht wußten, daß nämlich gegenüber der Mündung des Sachalin (d. h. eine große Insel liegt, welche von ihnen ähnlichen Völkern bewohnt würde. Der Kaiser schickte später einige Mandshu dahin, die in Varen der Ksching-ta-Edeln überbrachten, die an der Küste leben und mit den Bewohnern der westlichen Teile der Insel Handel treiben.

Sollten diese Varen den südlichen Teil ebenso sorgfältig durchsuchen, wie den nördlichen und wären sie nämlich zu dem Fluß, von dem sie ausgegangen waren, zurückgeführt, dann würden wir eine vollständige Kenntnis dieser Insel bekommen haben; aber sie brachten uns weder die Ausmessung der Südseite, noch die Namen der dortigen Dörfer mit. Wir können daher keinen Teil nur nach den Berichten einiger Eingeborenen beschreiben. Die Insel wird von den Bewohnern des Festlandes verschieden benannt, je nach den Dörfern, die von ihnen aufgeführt werden; jedoch der Name, unter welchem sie hauptsächlich bekannt ist, ist Sachalin anghats*). Die Mandshu, die dortin geant wurden, erzählten uns die Namen der Dörfer, durch welche sie kamen; der Mandshu am Plozeng-bek erzählten sie viel früher zurückzuführen, als sie reaktifiziert hatten. Sie erzählten uns, daß die Inselbewohner weder

*) Sachalin oder Sahalin gleich schwarz (sala oder ula) ausgefärbt gleich (Fuch), anga gleich Mündung, hata gleich Fluß.

Wenn aufhört, dessen Bemühung Schloß Kamesudt allein überlassen blieb, als daß es keine Volkstretzung, verdient wohl eine weitgehende Berücksichtigung, als ihr vorwiegend innerhalb des Reichs über die Tätigkeit der Reichsorganisationsrat teil werden wird. Zusammengekommen mit den jüngsten Reichsorganisationsrat der Reichsorganisationsrat enthält sie die ganze Tätigkeit unserer sogenannten konstitutionellen Regierung. Durch eingehende Erörterungen hierüber würde einmal energischer als das demokratische Bewußtsein der Wahlen appelliert, das vielfach in bedrohlichem Schummer liegt. Und angesichts der gemeinsamen Feinde würde die Eingetragte der Partei sich am sichersten konsolidieren lassen.

Wenn aber über interne Parteifragen diskutiert werden soll, so müßte, unseres Erachtens, eine an der Spitze stehen, die die demokratische Verfassung der Partei selbst betrifft. Es geht nicht an, daß die Wähler der Parteigenossen fernerehin auf die Tagesordnung des Parteitagess neugierig, wie Kinder auf den Weihnachtsmann, wartet. So sehr es anzuerkennen ist, daß der Parteivorstand bei ihrer Festlegung den im Laufe des Jahres innerhalb der Partei umföhrten Fragen Rechnung trage, so sollte doch ein Weg gefunden werden, damit nicht der Vorstand allein, sondern die Partei selbst die Tagesordnungen ihrer Parteitage bestimme. Sie dürfen nicht gewissermaßen ein Reklamé der Vergangenheit sondern sie müßten ein Programm für die Zukunft darstellen.

Halle und Saalkreis.

Halle, 20. Juli.

Achtung, Gewerkschaften!

Protokolle zum Gewerkschaftstages haben bis jetzt erst 9 Gewerkschaften bestellt. Das Protokoll foliet im Buchhandel 1 Mk., aber beim gemeinsamen Bezug durch das Gewerkschaftsbüro nur 25 Pf. Gewerkschaften, welche noch Bestellungen machen wollen, werden ersucht, nümehre umgehend dteleiben im Arbeiter-Sekretariat aufzugeben.

Die Fragebogen pro 1. Halbjahr 1905 haben bis jetzt nur wenige Gewerkschaften abgelenkt. Um baldige Lieferung im Sekretariat wird ebenfalls ersucht, zumal das Ergebnis der Statistik im Volksblatt veröffentlicht werden soll. Der Kartellvorstand.

Ein merkwürdiges Exempel.

Seit längerer Zeit sind die von einem nur kleinen Kreise ausgehenden Bestrebungen, ein städtisches Orchester zu gründen, insofern von Erfolg gewesen, als die dazu eingesetzte Kommission beschloffen hat, das Projekt zu empfehlen. Wir haben darüber vor einigen Wochen Mitteilung gemacht und hinzugefügt, daß die Kommission hofft, mit jährlich 75 000 Mk. würden sämtliche persönlichen und sachlichen Kosten bestritten werden können und dieser Betrag sei im vollen Umfang aus eigenen Einnahmen des Orchesters zu erwarten, so daß die Stadt keinen Zuschuß zu leisten braucht. Trotzdem wollte die Kommission, aus als städtischen Mitteln 10 000 Mk. als „Rezerfonds“ bereit gestellt werden.

Der Magistrat hat sich vorgeseern mit der Angelegenheit befaßigt und ist dem Vorhage der Kommission beigetreten. Auch der Magistrat ist der Überzeugung, daß die Kosten aus eigenen Einnahmen des Orchesters bestritten werden können. Gleichwohl ersucht ihn ein Rezerfonds in Höhe von 10 000 Mark zu gering, und er will ihn deshalb auf 15 000 Mark bemessen.

Das ist eine merkwürdige Rechnung. Sind die Aufwender der Unternehmung, das als Unternehmen sich selbst stellt, so bedarf es doch keines Rezerfonds, der nur eine durchsichtige Umschreibung des Begriffs Zuschußfonds ist. Hat die Stadt einmal ein städtisches Orchester eingerichtet, so kann daselbe nicht leicht wieder aufgelöst werden, und aus dem Stadtbüchel wird der Festbetrag gedeckt werden müssen. Die Berechnung der eigenen Einnahmen mit 75 000 Mk. ist eine vollständige in der Luft schwebende Schätzung; sie entbehrt jeder greifbaren Unterlage. Es sind zwar ja so viel Konzerte vorgeesehen, und ohne Zweifel würde es möglich sein, die Zahl der vorgeesehenen Konzerte zu veranlassen, vielleicht sogar noch einige mehr. Ob aber die Konzerte in den Ausschlag gebracht werden und damit die erhoffte Einnahme bringen werden, dafür stellt jeder sichere Anhalt.

Nicht einmal die Wüte der gestohlenen Musik verdirgt in Halle starken Besuch. Es sei nur erinnert an die ganz vorzüglichen Darbietungen des Musikdirektors Ester mit seinem philharmonischen Orchester. Der Mann hat sich trotzdem nicht halten können. Blüht man, daß der Hofe Kame, städtisches Orchester? So viel dauernde Anwesenheitsdauer erreichen wird, daß ein Festsalo abgeschlossen ist? Da müßte man den „Rauschinn“ der „Besseren Gassen“ nicht kennen, der sich in der Hauptphase durch eine leidliche Eingetragte-Kaufführung berichtigt und jedenfalls mehr angezogen fñhlt, als durch gediegene Instrumentalmusik.

Steht somit fest, daß alle Berechnungen über die zu erwartenden eigenen Einnahmen eines städtischen Orchesters wertlos sind, so ergibt sich daraus, daß es sich nicht um Unterlegung eines „Rezerfonds“ als schließlichen Mittel zu handeln kann, der nur vorübergehend in Anspruch genommen werden braucht und bald wieder aus den eigenen Einnahmen des städtischen Orchesters gedeckt werden könnte, sondern um einen Zuschußfonds, der ebenjo gut 30 000 oder 35 000 Mark pro Jahr verschlingen kann wie 15 000 oder 5000 Mk.

Das Experiment würde zu kostspielig sein. Und da in Halle wirtschaftlich andere kommunale Aufgaben viel bringender zu erfüllen sind, als das Bedürfnis eines kleinen Orchesters zu erfüllen, so müßten wir uns ganz entschieden gegen das Projekt aussprechen, obgleich wir den Wert einer guten Musik rückhaltlos anerkennen. Wir nehmen deshalb auch vorerst Abstand davon, auf die sehr berechtigte Kritik einzugehen, die uns von sachverständiger Seite über die Fehlerhaftigkeit des Vorschlags von 75 000 Mk. zur Verfügung gestellt worden ist. Die Stadtvorordneten werden sich hoffentlich, wenn ihnen die Magistratsvorlage zugeht, des vorangehenden Risses bewußt sein, daß den Steuerzahler zugemutet wird, von denen die weitaus meisten nie in die Lage kommen, die Dienste eines städtischen Orchesters in Anspruch zu nehmen.

Angesichts der Finanzlage der Stadt, die nur infolge der neuen Luftbarkeits-, Biller-, Kanal- und anderer hñhlichen Steuern einen gleichenden Anstreich erhalten hat, die aber in Wirklichkeit alles andre als günstig ist, wäre die Errichtung eines städtischen Orchesters nur ein weiteres Glied in der kommunalen Repräsentationspolitik, die nicht entschieden genug bekämpft werden kann und die die Stadt gerade genug Opfer schon hat bringen müssen.

Unternehmer, Polizei und Tischler-Dunkersche.

Aus den Reihen der streitenden Holzarbeiter wird berichtet: Die Eingetragte zwischen diesen drei Verbündeten bewährt sich jetzt glänzend anlässlich des Aufstandes der Holzarbeiter bei G. Hauptmann und den Vereinten Tischlermeistern. Im treuen Verein mit Polizisten breiten die Herren Spröde und Dewitz, Vorstandsmittglieder der hiesigen Firsche ihre Firsche über die Gewerksvereine. Die bei den Vereinten Tischlermeistern stehen geblieben sind. Es sind das die Tischler Karl Fuchs, Wöhrstraße 13, Franz Granzow, Herrentierstraße 20, Hermann Eruit, Ludolf Hauptmann, Richard Lindner, Forststraße 24, Wilhelm Bräutigam, Zwingerstraße 12 und Kehlmann, Dreuhauptstraße 8. Sie werden von der Polizei und den Oberhiesigen gar zärtlich und zu Arbeit geleitet. — Den Firschen dankt die Polizei wohl auch ihre Kenntnis von der Verhaftungs-Vorgängen aus dem vorigen Sonntag, an welcher der Streik-Verfallungen wurde, falls die Forderungen abgelehnt würden. Drei vollständige Vorladungen sind bisher der Erfolg des ehrenhaft kameralistischen Luns der Firsche, wenn sie sich auch in ihrem guten Willen werden bequigen lassen müssen, da das Gericht die Sache mit andern Augen ansehen wird.

Herr Krummlein, der bei Hauptmann stehen geblieben ist und früher anderer Meinung war, bemitt sich nach Kräften, der Polizei zu Sittierungen gefällig zu sein. Er wird jetzt von Herrn Hauptmann wie das eigene Kind gepflegt. Seit Dienstag ist bei Hauptmann aus der 19jährige Tischler Walter tätig, der bisher mit 30 Pf. pro Stunde entlohnt wurde. Er braucht sich nicht einmal mehr um das Essen zu bemühen, denn das läßt ihm Herr Krummlein durch die Köchin hübsch in der Werkstätte servieren, und abends schafft er ihm wohlbehalten bis an seine Lagerstatt. Hoffentlich bleibt etwas von dieser treuen Fürsorge auch für später noch übrig, wenn der Streit beendet ist wird. — Das die Unternehmer mit ihren schwarzen Hosen und dergleichen Mitteln die Aufständigen

nicht abhalten können, bessere Zustände zu schaffen, ist selbstverständlich.

Der Wettsack für Südbesatzkaserne.

Immer wieder wird in öffentlichen Anrufen der Wettsack geschwungen für die in Südbesatzkaserne kämpfenden Soldaten. Es ist schon oft genug darauf hingewiesen worden, daß die traurige Lage der Soldaten nicht darauf zurückzuführen ist, daß ihnen die Regierung nicht genug gibt, sondern darauf, daß sie woenlang in tröstlosen Steinwästen leben und marschieren müssen, in denen ihnen auch keine „Liebesgaben“ zugesandt werden können. Die Verpflegung der Vermundeten und Rekonvaleszenten in den selten Estionen ist so vorzüglich, daß es nicht erst der „Liebesgaben“ bedarf, um die Dyer eines kulturellen und humanitären Geduldens nach Möglichkeit ihre Leiden bessern zu lassen.

Zu wissen haben der Krieg geführt wird, haben wir erst gestern in der tageseigentlichen Notiz Wohin flieht der Kolonial-Etat? beleuchtet. Wenn schon der Vorliegende einer Gruppe der deutschen Kolonialgesellschaft entrollt ist, daß der große Kolonialetat schließlich in die Taschen einiger Schmarotzer flieht, die die große Masse der Bevölkerung erst recht keinen Anlaß, die Bettele zu unterliegen. — Es wäre von Wert zu erfragen, wieviel in Halle bisher an „Liebesgaben“ für Südbesatzkaserne eingegangen sind. Findet man dann unter dem Aufwurf an erster Stelle den Namen der Frau Bannier, so man und bedankt man, daß Herr Lehmann ein mehr als duzendfacher Millionär ist, der jedes Jahr einen sehr erheblichen Teil der einlaufenden Zinsen aus Kapitale schlagenden muß, weil er sie beim besten Willen nicht verwenden kann, so wagt einen der ganze Gewinn gegen die Kapitale schlagen der Allgemeinheit, „Liebesgaben“ zu erbeteln, für unsere bescheidenen Soldaten, die sozial leiden“ müssen, während ein kleiner Teil der Zinsüberschüsse Lehmann hinreichen würde, als diese Leiden zu beseitigen, soweit sie sich überhaupt betätigen lassen. Der kapitalistische Patriotismus ist schon eine feine Pflanze.

Maurer und Zimmerer hab Acht!

Am der gefrigen Nummer des General-Anzeigers werden nach viel tüchtige Maurer und Zimmerer geudit bei 60 Pf. Stundenlohn und 9/10stündiger Arbeitszeit. Seit dem 12. Juli sind aber in Halle die Maurer und Zimmerer ausgepöbert, weil sie 65 Pf. und die neunundhundert Arbeitszeit verlangen. Es muß für jeden organisierten Arbeiter, gleichviel welchem Berufe er angehört, ein erhebendes Gefühl sein, auf den General-Anzeiger abonniert zu sein, der jedes Streikerefordere-Beschuß aufnimmt.

Mus antischen Bekannmachungen.

Das unbesetzte Wohnen und Kartoffel-Kapellen ist verboten und wird Anzeige bestraft. — Zu vermierten sind mehrere kleinere Wohnungen in den städtischen Häusern Dreuhauptstraße 7, 8 und 9. — Zur Wohnungsverfeigerung eines des Bauunternehmer M. Retzer in Seeben gebirgen Grundstücks an der Seelenstraße ist Termin auf den 23. Sept., vormittags 11 Uhr, angesetzt im neuen Amtsgericht, Behrstraße, Zimmer 45. — Erlöschen sind die ins Handelsregister, ein- und zwei-gewerks Firmen S. H. Viertelmeil und M. Wölsche u. Ko. in Halle. Wörsche ist bis 1. Dezember beim Amtsgericht anzubringen. — Im Kontur des Fabrikanten Paul Flügel ist Schlußtermin auf den 15. August, vorm. 9/10 Uhr anberaumt, im Amtsgericht, Zimmer Nr. 31. — Der Vorstand städtischen Pfaffen-Mitteilung in der Gemeinnützigen Arbeit und an der Draufstraße soll Montag, den 31. Juli, vorm. 10 Uhr stattfinden im Zimmer 73, Ratssaalstraße 1.

Für die Mitglieder des Sozialdemokratischen Vereins in Köhlitz findet am Freitag abend 8/9 Uhr eine Versammlung im Lindenhof statt, Genosse Leipzig hat das Referat übernommen.

Achtung, Töpper! Die Ortsverwaltung des hiesigen Töpferverbands teilt mit, daß der bekannte Herr Töpfer aus Krümmischow wieder bei Herrn Stammer auf der Gartenstraße am Adolfsplatz tätig ist. Die Firma ist noch vom Zentralverband der Töpfer für die Disziplinäre gehort. Die Verhandlungen mit der Firma Stephan u. Ko., Seifenfabrik, haben zu dem erwartlichen Ergebnis geführt, daß unter Vermittlung einer entsprechenden Vorkörperung die An gelegenheit zur Friedlichkeit beider Teile erledigt ist. Herr

Werde noch andere Lasten aushalten, daß sie aber in einigen Teilen eine Art zahlre Firsche geben hätten, die die Schichten der Infulaner sogen und ihrer Beschreibung nach den in Norwegen dazu verwendeten Tieren gleichen.

Diese Beschreibung paßt so ziemlich auf die heutigen Zustände, nur das Teile der West- und Südküste damals noch nicht von den Russen befreit waren.

Den sibirischen Wätern und dem großen Geographen B. Müller verhandelt die Firsche als zuwischen ihren gegenwärtigen Namen, deren sie viele gehabt, wie die folgende Firsche: Tarakai, Kepu (Ainu), Khuye (Chukotki), Karato, Khasima (Japanisch), Tun (Mandschurisch), Tschoka (bei den eingeborenen Crotschonen). Der Name, unter dem sie bei den Mandschu bekannt war, war Tun oder Tjung, was „ein in den Hohen geborenes Wort, in welches ich gewisse wilde Menschen zurückführen“ bedeutet. Mandschurische heißt noch bis auf die ursprünglichen Ainu, welche Sachalin bewohnt haben sollen oder auf die gegenwärtigen Stämme des Nordens, die in Erzhügeln zu wohnen pflegten, was sie noch jetzt im Winter tun. Dieser Name scheint jedoch von den Neuentforschern nicht erwähnt worden zu sein. Welche Firsche die Ainu für die sibirischen Wätern, welche von den rauen nördlichen Barbaren“ hießen, die ein Gebiet bewohnten, unter welchem man offenbar Sachalin verstand, und von deren Nachbarn auf Sello sie sagten, daß „ihre Körper mit Haaren bedeckt sind, ihre Wäite bis zur Brust herabhängend, und ihre Schwärze mit der Spitze hinter dem Kopf abgehenden seien.“ Ihre Aussehen war in der Tat veraltet, denn wir wissen von diesen sogenannten sabelhaften Erzählungen vielfach Hinweis auf die vordringlichsten indigenbewohner von Jesso (u. Goro-poki-guru) und auf die kriegerischen Ainu des östlichen und südlichen Japans. Andererseits scheint die Erwähnung von Sachalin unausgesprochen zu haben. An der Wändung des Landes, Sachalin oula anza hat.“ Die Kopie der Karte des sibirischen Reiches, die dem Prinzen von Frankreich überhandt wurde, sind nur sehr wenige, sibirische, mandschurische und Khasima-Namen von Städten, Gebirgen und Flüssen in lateinischen Schriftzeichen wiedergegeben. Die Firsche selbst bleibt unbenannt, aber an der Wändung des Reiches, welche B. Müller 1734 bestrich, landen diese Bezeichnung zu lang und sibirien einfach Sachalin.“) da sie

glaubten, die Firsche sei damit gemeint und seitdem hat sie den Namen behalten. — (Fortsetzung folgt.)

kleines Feuilleton.

Magistratische Gemütsmenschen. Unser Wiener Parteiblatt erzählt folgendes für den Klassenhaat charakteristische Vorkommnis: Frau Amalie Klar, Aufseherin, Wien, XIII, Goldschmiedstraße Nr. 139, brachte uns folgendes Dokument in die Redaktion:

Zahlungsanforderung. Herr Johann Klar werden infolge Magistratsverordnung 3. 17139-05 angefordert, den Betrag von drei Kronen als Grabstättengühr für 3 Toren amputierten linken Unterschenkel bei sonstiger exekutiver Einhebung hiemans oder zu Gampen des Herrn Exekutionsbeamten zu berichtigten. Für die städtischen Hauptkassenabteilung für den XII. Bezirk.

Wien, am 15. Mai 1905. H. Firsche.

Klar, ein braver, tüchtiger Mann, war Schwertlutscher. Am 13. März giit er beim Aufsteigen auf seinen fahrenden Wagen ab, und der schwerer Wägen ging über beide Beine. Der linke Unterschenkel mußte ihm abgenommen werden. Das rechte Bein verregte zur Not. Klar ist heute ein hilfloser Krüppel, der für sein lebendes Kinder zu sorgen hat. Sie sind anderthalb bis neun Jahre alt. Sein abgehärmtes Weib ist an das Haus gefesselt. Nicht einmal ein Glas Wasser kann sie ihm an den Krüppel selbst geben. Sie kann also nichts verdienen. So kommt es, daß die Familie — Firsche — seit dem Unglücksfall von vierzehn Kronen (11/20 Mk.) Krankengeld wohnschlecht leben muß. Die Unfallrente kann nicht selber angewiesen werden, es Klar nicht aus der ärztlichen Behandlung entlassen ist. Die Familie hungert und darbt, sie ist verzweifelt, und der löbliche Magistrat hat keine andere Sorge, als die Beschäftigung für das abgehärmte Weib des Mannes einzutreiben. Man sagt nicht, daß es solche Gemütsmenschen“ geben kann. Vielleicht ist's nur ein toller Sprung des Amtschneitels — aber muß denn das sein? Wäre Wien gut verwaltet, dann hätte der Magistrat in diesem Falle wohl eine andere schwere Sorge. Die wäre: Wie helfe ich der armen, schwertgeschlagenen Familie über diese bittere Zeit hinweg, die ganz und gar nicht zu überleben ist, um diele denbar Verzweiflung zu retten? Aber so fragt der Magistrat

nicht. Uns fragte die weinende Frau: „Muß ich das bezahlen?“ — „Nein, lassen Sie es auf Wandlung ankomme,“ war unser Rat. — „Gestern habe ich die Wäntzen ausgeleert, um das Hofnar zu verlassen. Der Krämmer bogst nichts mehr.“

† Borussia.

Kaum sind die Opfer vom Hollandschacht, Die letzten, unter dem Hagen gebracht, Und wieder neu wird der Erde Grund Mit roten Krampen gedünzt zur Stund. — In Brand und Qualm — in gräßlicher Not — Wüsten sie den Erstickungstod. —

Sie haben ihr Leben im Schacht verkauft, Das Grabrecht wird nur wieder gebracht, Und Massenengel wälzen sich neu Das ist der Wechsel im Guertel — Sonst bleibt der Knappe der Tropf, der Wicht Und hat zu schütten in harter Schicht. —

Er muß und dreut auch der Wetterschlag, Zur Gruft hinunter vom goldenen Tag, Muß schaffen und scharen in Qualm und Dugh, Verwallt, entsetzt von des Glüdes Gauh. — Selbst Iröner nur um geringen Sold, Solt er den andern das rote Gold. —

Und stirbt er dabei den Bergamannstod, Im Schütten und Scharren hat es nicht not — Es sind ja genügend noch auf der Welt, Die wieder jauchzen für wenig Geld. — Was auch sonst Bessere — was? — Dem Toten gönnt man die ewige Ruh. —

Das ist des Bergamanns herrlicher Vorhöl! Was aber sagte die Kommission Dem Bergamanns Landtag in ihrem Bericht: „Mißbilligend gibt's auf den Gruben nicht!“ — Wo man uns immer auch hinleitet, Wir haben nicht Firsche noch Firsche verpörrt. —

O hochwohlwollende Kommission, Warum bist du, wenn die Wetter drauf'n, Wenn in Güt und Klommen die Schächte steh'n? Wer um im Mührer nicht zu sehn? — Warum Wohlthätige, warst du nicht da Beim Majestod auf Borussia? —

